

Der verlängerte Arm des Hausarztes

Gesundheit In der Schweiz zeichnet sich ein Mangel an Hausärzten ab – insbesondere in ländlichen Regionen wie dem Emmental. Pflegeexpertinnen könnten Abhilfe schaffen. Deren Finanzierung ist aber noch unklar. Eine von ihnen ist Melanie Inniger.



«Gestern waren sie komplett aufgeschwollen»: Die Beine machen Judith Gilgen immer wieder zu schaffen. Pflegeexpertin Melanie Inniger weiss Abhilfe. Foto: Beat Mathys

Marius Aschwanden

Am meisten machen Judith Gilgen die Beine zu schaffen. Die Pensionärin sitzt auf ihrem Stuhl in der vollgestellten Stube in Koppigen. Die Füsse der klein gewachsenen Frau berühren kaum den Boden, wenn sie normal sitzt. Im Moment aber streckt sie diese nach vorne. In die Richtung von Melanie Inniger. In einem weissen Kittel und mit einem Stethoskop in der Seitentasche untersucht sie die Beine von Gilgen. «Die Füsse sind im Vergleich zu meinem letzten Besuch geradezu schlank», sagt Inniger. «Ja, heute schon», erwidert Gilgen – und verweist auf den Vortag. «Gestern waren sie wieder komplett aufgeschwollen.»

Dabei sind die Beine nur eines von vielen Problemen, die Judith Gilgen mit sich rumschleppt. Die 63-jährige ist multimorbid. Diabetes, Arthrose, wiederkehrende Depression: Die Diagnosen sind vielfältig. Regelmässig benötigt die Frau medizinische Hilfe.

Deswegen ist an diesem Tag auch Melanie Inniger bei ihr. An zwei Halbtagen pro Woche macht sie Hausbesuche, geht in Altersheime oder arbeitet in den drei Arztpraxen von Rolf Zundel. Sie befragt und untersucht Patienten, führt Wundversorgungen und Ohrspülungen durch. Ärzten

aber ist sie nicht. Trotzdem übernimmt sie Aufgaben, die normalerweise von einer solchen ausgeführt werden. «Advanced Practitioner Nurse» (APN) nennt sich Inniger.

Neue Modelle

APN oder Pflegeexpertinnen mit Masterabschluss wird in der künftigen Gesundheitsversorgung der Schweiz eine Schlüsselfunktion zugeschrieben. Denn trotz Ausbildungsöffnung im Medizinstudium dürften in den nächsten Jahren Tausende Hausärzte in der Grundversorgung fehlen. Und genau da können APN einspringen, da sie erweiterte Kompetenzen haben, gegenüber etwa einer diplomier-

«Es gibt immer weniger Hausärzte, und wir übrig gebliebenen müssen immer mehr Patienten behandeln.»

Rolf Zundel
Hausarzt im Emmental

ten Pflegefachperson. Gleichzeitig sind sie günstiger als Ärzte. Zu diesem Schluss kommt auch die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften. Diese hat kürzlich ihre Ideen für eine nachhaltige Entwicklung des Gesundheitssystems aufgezeigt. Versorgungsmodelle mit APN sollten demnach gezielt gefördert werden. Auch im Kanton Bern ist man dieser Meinung. Bei der Gesundheits- und Fürsorgedirektion heisst es, dass gerade in peripheren Regionen ohne ausreichende Abdeckung durch Hausärzte solche integrierten Modelle immer wichtiger würden.

In der Realität sieht die Situation allerdings anders aus. Me-

Lernen von den USA

In den USA gehören Advanced Practitioner Nurses (APN) oder Pflegeexpertinnen schon lange zur Gesundheitsversorgung dazu. Entstanden ist das Berufsbild in den 1960er-Jahren, ebenfalls aus einem Mangel an Ärzten in der medizinischen Grundversorgung. Die Berner Fachhochschule (BFH) will von dieser Tradition profitieren und ist eine Kooperation mit der University of North Carolina at Greensboro eingegangen, wo APN ebenfalls ausgebildet wer-

den. Für Theresa Scherer, Leiterin Bachelorstudiengang im Department Gesundheit der BFH, ist klar, dass die Schweiz von den Erfahrungen der USA lernen kann. «Gerade in der Weiterentwicklung der Studiengänge können wir profitieren», sagt sie. Bereits wurde denn auch der Masterstudiengang in Bern überarbeitet. Kürzlich war Scherer zudem selbst auf einer Studienreise in den USA und hat Gesundheitszentren besucht. «Die interprofessionelle

Grundversorgung dazu (siehe Kasten). Noch gibt es Probleme In der Schweiz jedoch gibt es hohe Hürden. «APN dürfen nur dann Pflegeleistungen durchführen, wenn sie ein Arzt angeordnet hat», sagt Zumstein. Noch weit problematischer findet sie, dass es im Abgeltungssystem der Krankenkassen keinen eigenen Tarif für Pflegeexpertinnen gebe. «Ihre Leistungen werden somit gar nicht vergütet.» Entsprechend unattraktiv sei es für einen Hausarzt, mit einer APN zusammenzuarbeiten.

Zusammenarbeit ist in diesen Zentren sehr weit fortgeschritten. Ärzte und Nurses arbeiten Hand in Hand. Bei uns liegt noch viel Arbeit vor uns», sagt Scherer. Ob es in der Schweiz dereinst so weit kommt wie in den USA, wo APN weitreichende Kompetenzen haben und etwa auch Medikamente in Eigenregie verschreiben dürfen, ist aber ungewiss. Dies ist derzeit Gegenstand politischer Diskussionen (siehe Haupttext). (mab)

stellt, den Rest ihrer Zeit arbeitet sie bei der Spitex Aemmelpluss AG. Zundel ist Hausarzt und führt in Koppigen, Bätterkinden und Kirchberg drei Praxen. «Ich bin sein verlängerter Arm», sagt Inniger. Wenn beispielsweise ein Patient anrufe, der unter einer Herzinsuffizienz und akuter Atemnot leide, könne sie bei diesem vorbeigehen. «Ich schätze die Situation vor Ort ein, untersuche den Patienten und behandle diesen nach telefonischer Rücksprache mit Rolf Zundel oder bestimme zusammen mit ihm das weitere Vorgehen.»

«Pflegerisch-sozialen Themen sind Pflegeexpertinnen vertrauter als Ärzte. Davon profitieren die Patienten.»

Inniger kümmert sich aber nicht nur um medizinische Fragen. Vielfach berate sie die meist älteren Patienten auch noch bezüglich Inkontinenzmaterial oder gebe Tipps, wie die Angehörigen entlastet werden könnten. «Bei pflegerisch-sozialen Themen sind Pflegeexpertinnen vertrauter als Ärzte. Davon profitieren die Patienten.»

Für die Ärzte bedeutet eine Zusammenarbeit mit APN ein Umdenken. Sie müssen Aufgaben abgeben, die lange zu ihrem Job gehört haben. «Manche haben damit Mühe», sagt Inniger. Sie ist aber der Meinung, dass alle in der Gesundheitsversorgung offen sein müssen für Neues.

«Pflegerisch-sozialen Themen sind Pflegeexpertinnen vertrauter als Ärzte. Davon profitieren die Patienten.»

Maya Zumstein
Berner Fachhochschule

Rolf Zundel hatte damit keine Probleme. Für ihn überwiegen die Vorteile der neuartigen Zusammenarbeit. «Wir Hausärzte geraten zeitlich zunehmend unter Druck. Es gibt immer weniger von uns, und wir übrig gebliebenen müssen immer mehr Patienten behandeln», sagt er. Inniger könne ihn gerade in der Betreuung von älteren, chronisch kranken Menschen entlasten, indem sie einfachere Arbeiten oder eben Hausbesuche übernehme. Ohne sie müsste er entweder selber zu den Patienten nach Hause gehen oder sie in die Praxis bestellen. «Dank Melanie Inniger kann ich mich auf meine Arbeit als Arzt konzentrieren und habe mehr Zeit für die Patienten», sagt Zundel.

Deshalb ist für ihn klar, dass das Modell Potenzial für die Zukunft hat. Aber: «Die Finanzierung ist das A und O. Ohne Anpassungen wird sich das Modell nicht flächendeckend etablieren.» Die Arbeiten von Inniger würden derzeit durch seine Tätigkeiten querfinanziert, sagt Zundel. Das könne sicher nicht die Lösung sein.

Droht eine Kostenexplosion?

Auf politischer Ebene sind seit längerem Bestrebungen im Gang, die Situation zu ändern. Einerseits ist die nationale Volksinitiative «Für eine starke Pflege»

des Berufsverbands der Pflegefachfrauen und -männer zustande gekommen, andererseits hat die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit einen indirekten Gegenvorschlag aufgelegt. Beide beinhalten, dass die Pflegefachpersonen künftig in eigener Verantwortung spezifische Pflegeleistungen erbringen und abrechnen dürfen. Der Bundesrat sowie Krankenkassen befürchten dadurch aber eine Mengenausweitung und damit eine Kostenexplosion. Sie lehnen die Anliegen ab.

Für Maya Zumstein von der Berner Fachhochschule ist diese Angst unbegründet. «Pflegerisch-sozialen Themen sind Pflegeexpertinnen vertrauter als Ärzte. Davon profitieren die Patienten.»

Spaziergang im Wald

Melanie Inniger bespricht mit Judith Gilgen mittlerweile das weitere Vorgehen. Einmal mehr geht es nicht direkt um medizinische Fragen. «An was wollen wir arbeiten?», fragt sie. «Ich will mehr in den Wald an die frische Luft gehen», erwidert Gilgen. Die beiden einigen sich auf dreimal pro Woche. «Aber ich gehe nur, wenn es nicht regnet», sagt die Pensionärin lachend.

Gilgen ist um die Hausbesuche von Inniger froh. Nicht nur wegen ihrer Gesundheit. Die Gewissheit, dass jemand im Notfall vorbeikommen kann, nehme ihr ein wenig die Angst, seit sie vor Jahren einen Schlaganfall erlitten habe. «Die Besuche sind zudem eine Abwechslung für mich», sagt Gilgen. Und ja: «Wenn Frau Inniger nicht kommen würde, dann müsste ich häufiger zum Onkel Doktor.»